

Offener Schreibebrief von Philip Sauerampfer's Vetter, John Strampfer.

Copyrighted 1896 by H. H. COLEMAN.

New York, den 11. Januar 1899. Mr. Editor.



Ich thu schon sehr, daß, wenn man die Görls pliese will, man in ahl teinds of Trubel komme thut. Se hen hier in die Sökeities and Vereine jetzt nit wie Dances, Masted Bahls and all solch Sache, wo ich rielle gar net for fahre thu, böt die Jennie will zu all die Affairs gebe and bitofs, laß se net allein gebe will, zu muß ich immer mit ihr gebe. Ich hen schon mehmalichs mei Meind uffgemacht, sie zu reufse, böt wenn die Jennie mich denn mit ihre feine blaue Auge antude thut, denn thut alle Mal mei Körrichs feble and ich thu alles, was se will. So tommt se letzte Woch and sagt: „John, wo hen e Mast Bahl in unsere Olie Glöb, ich wünsch Du thatest mit mir bingeh.“

„Net first hen ich net wolle, böt kennelie hen ich tonkent mit der Körrichs, daß ich te fönnie Subt net angehe wolle, böt in mei ordinäre Klobs gebe föhnt. So anfert se: „Thu doch die Söhdichers Junifrom. Wo Du mit bom gebracht hast, angehe, denn kantsche als Piero von de War tomme, das werd e fein Impreschschön mache.“

„Well, ahl recht“, anhere ich, and hen's geuband and ich muß sage, wir hen e feine Zeit uff den Bahl gehet. All die Görls wolle mit mir dänge and ebut e Dofend Teims hen se mich von der Bar gehet, daß ich mit sie dänge solte. And die Fellos wolle mich in eine fort triete and wo ich ebut 2 o'clock mit der Jennie bom bin, hen ich rielle e kleine Kistch geredeb gehet. Ich hen denn mei Overloot, wo ich über mei Junifrom trug, angegeh and bin mit der Jennie in e Käb hom.

„Wo ich am annerm Afernuhn daun Taun gehe will and mei Overloot anzehe, thut er so fönnie föhle and wo ich e Klobs exan.ine thu, se ich, daß es gar net mei Overloot is, böt daß ich in mei Dufel e falsche Overloot erwischt hab. Well ich hen's net gealiche, bitofs mei Overloot war noch bränd neu, and der, wo ich hatte, war e alter Kirtel, wo gar te Leining mehr in die Sieder hatte.“

„Well, sag ich zum Meit, wo bhöst im Saluhn seie thut, das soll doch das Gewitter verschlage; jetzt is mei neie Overloot auch weg, das thut bei das Sökeities Büffnis herauskomme.“ So anfert der Meit: „Well sud doch e Weil in die Podets nach; per-bähs thuste e Kard oder en anneres Päper finne, wobei de ausfinne finnt, zu wem dieser Overloot belange thut and denn kantsche zu ihm bingeh and Dei Kroat wiederhole.“

alle Mal, wenn ich uffschpringe and den Mistat erpläne wolle, thut der Meit mich mit sei Glöb uff'n Kopp schlage, daß man's im nete Schwärz höre tonnt and ich Stars gefse harowe. In der Mientem hen die beide Weus den Meit daungebeti and den Floor mit em gepappt and hen e halb kaput geschlage and feinelle hen se en in das Hahl Window geschnisse, daß das ganze Window, Säich and ahl in die Schriecht fliege thut and von dem Kädet seie die Polih getomme. Bei die Zeit war ich wieder uff mei Fieß getomme and hen den alte Kerl zu pade getriegt and en gegen die Wand gefuert, daß sei Bohns tröde thate, dann ging ich for die Weus and wolle grad den Plähß austreie, als die Polih die Door uffreche thut and hereingehsprunge kam. Im nerste Inshant hen se uns alle beim Koller gehet and geäst, was die Mätr war. Der Alte sagte, wir hätte sei Görls inhölet and er hätte mit uns iven werde wolle and wir hen wieder getreid zu erpläne, wodurch der Mistat getomme sei, böt die Polih hen uns gar te Ischänz geewe, böt hen uns alle Fünff mit nach der Stäschön geromme, wo der Alte and sei Weus wieder dieselbe Geschichte erzählt hawe. Wo der Sörschant mich äst, was ich zu sage hätt, sag ich zu dem Alte: „Wenn se mich nu e Mal e Minnit des Maul uffthue lasse wolle and mich net immer hereinschlage, denn werde se sehe, daß sie ahtgoether tong se. Wir thun Ihre Görls gar net kenne, hen se noch nie gehe and der ganze Trubel thut davon tomme, daß ich uff den letzte Mast Bahi e falsche Overloot erwischt hawe. Wo ich en denn die Sach erzählt hawe, ware se alle dömmfand and hen gestarot, sich zu erkjuse and gepromiß, uns Dämmfaches zu bezahle, wenn mer se net hube wolle. Well, Mr. Editor, zu bi schubr, Dämmfaches hen wir genug gehet. Der Meit and meiself war e Seih. Von mei Overloot hen se mir e Kapell and e ganze Sied herausgeriffe gehet and in de Bad war er von Zopp zu Botten geschplit. Befehdes hen ich zwei Hörner an mei Kopp gehet, wo man isse sei Wut dranhänge tonnt. Der Meit hat schill wöth ausgehe. Der hat stärliche e heile Stäich and sei ganze Leib and des ganze Gesicht verschlage gehet, daß er ausstehe thut wie en Indian. Well die Leit hen ät wong geoffert, mir e neue Overloot and den Meit e ganze Ausfitt zu laufe. So anhere ich: „Des is ahl recht wegen die Klobs aber die Schläß soll uns die Kage wohl abde?“

So anfert der Alte, se wären Willens, einigs zu thun, um uns zu hasso zu fiede seie wolle for die Indschurte, die se uns geuband, so wolle sie e gleich fettle. Well der Meit and ich hen den des Offer adgebet and am nete Tag seie se zu unsern Saluhn getomme and hen getreidet and sich erkjäh and die Dämmfaches gehetell. Wo se weg seie, sagt der Meit: „Well for \$50 and e neie Ausfitt fönnie se mich noch e Mal verschlage, wenn es Ihre Schöpf mache thät.“

„No, anhere ich, des is e Mätr of Teih. Ich bin tei Freund von Prügel, wenn ich se kriegt thue; net for \$100 wolle ich den alte Kerl mit sei Klöb wieder uff mei Kopp trommle lasse. Ich hen drei Tag lang Schtärs gefse.“

John Strampfer.

Schley's Ehrenfabel.

Kostet noch \$500 mehr als der Deiney's.

Das theuerste Schwert in der Ver. Staaten wird binnen Kurzem Contre-Admiral Winfield Scott Schley befigen. Es wird \$500 mehr kosten, als der prächtige Ehrenfabel, den der Congreß Admiral Dewey, dem Sieger von Manila, votirt hat.

Das Geld für den Ehrenfabel Schley's ist durch eine Zeitung aufgebracht worden, durch die Philadelphia „Times“, welche ihre Leser zu Subscriptionen für diesen Zweck aufserbete und die eingelassenen Gelber entgegennahm. Um Ganzen liefen \$3617.16 ein, zu welchem Betrage die „Pennies“, „Nickels“ und „Dimes“ bezaehlet wurde. Die meisten Subscriptionen kamen von Bewohnern Philadelphia's und anderen Orten Pennsilvanien's, wo die Zeitung die meisten Leser hat, doch liefen Beiträge aus allen Landestheilen, von Maine bis Californien, ein.

Außer dem Ehrenfabel war der Admiral noch ein tunkitool ausgefattetes Album überreicht erhalten, enthaltend latend in chronologischer Reihenfolge Alles, was in der „Times“ über die eingegangenen Beiträge berichtet wurde.

Als Admiral Schley vor einigen Tagen in Philadelphia weilte, traf er Frä. Wolfe, die durch Wort und Schrift viel zur Förderung des Subscriptionserkses beigetragen hat. Als er ihr vorgestellt wurde, schüttelte der Admiral ihr die Hand, dann sagend: „Also Sie sind Frä. Wolfe! Mit Ihrer Erlaubniß muß ich Ihnen einen Kuß geben“, und ließ, ohne ihre Antwort erst abzuwarten, den Worten die That folgen.

Begrabene Perlen.

Reiche Schätze sammelten die Wilden. Hunderttausende in der Erde gefunden.

Perlen beim Buschel. Bei einer interessanten Untersuchung beschäffte sich zur Zeit die Ver. Staaten Fisch-Commission.

Es handelt sich um Perlen, welche in den vorgedächlichen Hügelbauten, die von einer längst verschwundenen Indianertrasse erschichtet wurden, gefunden werden.

Im Mississippi-Thal stehen die hochaufgeworfenen Hügel, die einst vielleicht als Todtenstätten galten, oder zur Vertheidigung gegen den Feind, vielleicht auch als Begräbnißplätze für die Hauptlinge dienten.

Ramentlich an gewissen Punkten Ohio's sind die Hügel sehr zahlreich, und die Perlen, welche nicht nur nach Tausenden zählen, sondern fürbeise zu Tage gefördert werden, lassen erkennen, daß die Wilden mehr diebe als gekähten Kleinodien besaßen, als alle gekränten Säupter der Erde heute zusammengekommen.

Viele der Perlen haben die Größe von Haselnüssen. Leider sind sie alle durch das lange Liegen unter der Erde erblindet und verborgen, nur an größeren Stücken sieht man noch den einstigen Glanz, wenn die obersten Schichten abgeschält werden.

Für den Alterthumsforscher wirft sich die Frage auf, wie diese Unmasse von Perlen angehäuft worden ist. Dieselben stammen sicherlich von der Union-Rufschel her, welche früher die schönsten Perlen geliefert hat, aber jetzt selten und kleiner geworden ist und nur hin und wieder eine unbedeutende Perle einschließt.

In dem berühmten Effigy Mound bei Chillicothe, Ohio, wurden neben zwei Gerippen mehr als eine Gallone Perlen gefunden, von der Größe eines Kirschkerns bis zu zwei Drittel Zoll Durchmesser. Durch alle waren, wohl mit einem heißen Kupferdraht, Löcher gebohrt worden. Wahrscheinlich dienten die Löcher dazu, die Perlen an Gürtel oder Kleidungen zu nähen; so fand man gegen 50 an einem Lederband befestigt, das eines der Gerippe an sich trug.

An einer Stelle wurden mehr als 50 Bärenzähne gefunden, in welche Perlen eingeseht waren. Aus einem Hügel im Little Miami-Thal zog Professor J. B. Putnam 60,000 Perlen, an zwei anderen Stellen waren über 100,000 aufgehäuft, zwei volle Buschels Körbe, zum Theil durchbohrt, zum Theil nicht. Die Geschichte erzählt, daß schon Columbus und seine Begleiter auf die amerikanischen Perlen aufmerksam gemacht wurden und von De Soto's Begehrten wird erzählt, daß sie in der Nähe von Tampa Bay auf eine indianische Stadt stießen. Am einen Ende des Ortes stand ein hölzerner Tempel, auf dessen Dach ein hölzerner Vogel saß; in den vergoldeten Augen saßen Perlen von riesiger Größe. Als die indianische Königin Ucita die Fremden empfing, nahm sie eine lange Perlenkette vom Haupte und warf sie dem Führer der Expedition um den Hals.

Die Spanier bedankten sich für diese Höflichkeit, indem sie die Gräber der Umgebend plünderten und etwa 350 Pfund Perlen davonschleppten.

Der verhängnißvolle Handschuh.

Ein merkwürdiger Kriminalfall. Der Wirklichkeit nach erzählt von Dr. R. Hoast.

Auf den Stufen einer einsamen Waldkapelle bei Hilgenberg fanden am Morgen des 26. August ein Landmann und sein Söhnlein die blutbesudelte, halbenleibete Leiche eines jungen Mannes. Der Alte fandte den Kleinen in das nächste Dorf, während er den stillen Mann bewachte. Unter dem Hemde des Todten fand sich um dessen Leib eine seidene Binde, ansehnend das Fragment eines Frauenhands, gebunden, die eine breite kassende Stichwunde überdeckte. Die Section ergab, daß der Stich mitten in's Herz gedrungen, daß die That vor wenigen Tagen geschehen sein müsse und daß der Todte unmittelbar nach dem Genuße starken Weines verstorben sei. Geld und Pretien fanden sich nicht vor; nur ein Siegelring mit abeligem Wappen stat am Zeigefinger so fest, wie mit ihm verwachsen. Alles sprach übrigens laut dafür, daß nicht die Stätte um die Kapelle, sondern der Kaufstein, eine in der Nähe befindliche Bergkluppe mit einer zur Ruine gewordenen Warte, der Schauplatz einer blutigen That war; Blut färbte dort den schuttbedeten Boden der Trümmerunde; Blut klebte an den Steinen rings umher, Pfeffersteife, die Spuren menschlicher Tritte, ein zweiter Streifen des bunten Schawls und ein feingearbeiteter Frauenhandschuh fanden sich da vor.

Am Handschuh waren Blutspuren, die als Menschenblut analysirt wurden. Niemand konnte den Todten. Der Wirth einer nahen Waldschenke aber gab an, der Todte sei derselbe fremde Herr, der zwei Tage vorher in der Schenke übernachtete und vor dem Verlassen des Wirthshauses eine dem Schantwirth zur Aufbewahrung gegebene goldene Uhr samt Kette und Schlüssel, eine rothe Brieftasche und grüneidene Geldbeutel in Empfang nahm. Gerichte allerlei Art durchsuchten die Luft. Man vermutete in dem Ermordeten einen Gast der nächsten Badeorte.

Endlich wurde in dem Verunglückten der vermählte Herrmann von P. erkannt, der von seiner Frau Albertine geschieden lebte und mit Frauenpersonen zweideutigen Rufes Umgang pflog. Unter den Papieren des Verstorbenen fand sich ein in französischer Sprache und von Frauenhand geschriebenes und mit A. unterzeichnetes Briefchen mit cberflüssiger Adresse und dem Datum: „Bl., den 21. Juli“. In diesem Blättchen wird dem unbekanntem Adressaten

in ernst gehaltenen Worten eine Zusammentunft gestattet. In dem Worte „Correspondenz“ waren ganz eigenhümliche Schreibfehler. Die bisherige Meinung, es liege ein Raubmord vor, wurde allmählich schwächer, um so mehr, als ein freilich geisteschwacher Bauernburche angeb, er habe einen feinen Mann und ein schönes Mädchen am Kaufstein gesehen, und als man ferner im Opferhof bei der Waldkapelle den vom Waldwirth wiedererlangten Beutel fand, gefüllt mit Silber- und Goldmünzen und mit einem Streifen Pergament, auf dem mit verstellter Handschrift die Worte standen: „Bestattet den Todten! Gott lohnt!“

Auch der Arzt in S. und seine Ehefrau erzählten: am 24. August sei eine junge schöne Dame gekommen, habe eine Schnittwunde an der unteren Fläche der rechten Hand verbinden lassen und den Dienst mit einem Dutzend bezahlt.“

Den Handschuh hatte man. Nun galt es auch die Hand zu finden. Da kam kam plötzlich der zweite Handschuh zum Vorschein. Adelheid, die Tochter des reformirten Predigers in Blumenau, erlate ihn zu Gesicht mit dem Beifügen, daß bei dem Gutsherrn in Blumenau eine Frau von P. im Sommer längere Zeit auf Besuch gewesen sei, mit der sie oft Musik gemacht habe; bei der Abreise habe sie der Junger beim Einpacken geholfen, und weil dieser Handschuh, da der zweite fehlte, nicht des Wirthmeisters werth gehalten wurde, habe sie, Adelheid, denselben bloß im Scherze als ein Andenken sich zugeeignet.

Ferdinand v. P., der Bruder des Ermordeten, war mehrere Monate nach Auffinden der Leiche nach Wien gekommen und auch in das Haus der Eltern seiner Schwägerin Albertine. Er schien von dem Verdieß seiner annulirten Schwägerin ganz überrascht, die ihn aber kalt und gemessen behandelte. Der Vater der Albertine, Oberst S., erzählte gesprächsweise, daß seine Tochter im Sommer in Blumenau war. Ferdinand v. P. brachte nun absichtlich seiner Schwägerin bei, daß die Predigerstochter auf eine ganz eigenhümliche Weise durch den Besitz eines Handschuhes bei der Untersuchung über Hermann's Tod theilhaftig sei. „Am Gotteswillen! Die Arme! sie ist unschuldig!“ rief Albertine, betete, erblachte, fiel in Ohnmacht und erklärte, nachdem sie wieder Besinnung erlangt: „Ich muß fort, ich muß die Unglückliche retten.“

Ferdinand, der bereits Verdacht auf seine Schwägerin geworfen, bestärkte sie in seinem Vorhaben und Albertine reiste mit ihrer Mutter ab, hat um eine Unterbrechung mit dem Untersuchungsrichter mittelst einiger Zeilen, in denen das Wort „Correspondenz“ vorfamund merkwürdig! — dieses Wort wies ganz dieselben eigenartigen orthographischen Fehler, welche sich in dem Briefchen aus Bl. gefunden hatten, auf. Die Schriftzüge waren unzweifelhaft dieselben. Es war auch constatirt worden, daß Albertine wirklich jene Dame war, die im Sommer lange auf dem Gute in Blumenau zu Gaste war, und daß sie eben am 24. August spät Abends nach Hause gekommen. Albertine wurde bei ihrer Vernehmung immer ängstlicher und bestemmener. Die Verzele und die Bauernburche erkannten sie als jene damals gesehene Dame, worüber Albertine bei der Confrontation auf das Heftigste emporsprach. Sie wurde verhaftet.

Aber sie entgegnete dem Untersuchungsrichter auf alle an sie gestellten Fragen: „Ich will keine Antwort erliegen, solcher Frevel ist unter meiner Würde, aber ich schwöre mich und werde ich.“ Dabei beharrte sie selbst dem von Amtswegen ihr beigegebenen Vertheidiger gegenüber, dem sie auch die Erklärung wiederholte: „Ich will mein Gewissen mit keiner Lüge besteden, es ist belastet ohnebes, die Wahrheit aber wird mir keine Macht entreißen.“ Nur bei Vorweisung der blutigen Seidenbinde beiste sie zurück mit dem Ausruf: „Weg damit — um Gotteswillen! Ich kann kein Blut mehr sehen!“ Der verhängnißvolle Handschuh packte wie geoffen an die zarte Hand Albertinens. Auf die Aufforderung, Beweise zu ihrer Rechtfertigung zu erbringen, entgegnete sie: „Ich kann solche nicht erbringen, der Schleier, der eine unheilvolle Begebenheit deckt, darf mit meinem Willen nicht gelüftet werden.“

Die unvermutet im Hause des Obersten S. vorgenommene Untersuchung der Zimmer und Behältnisse der Tochter ergab ein für Letztere verächtliches Resultat. Es fand sich ein Mädchen vor und in diesem die goldene Uhr mit Kette und der Trauring, welche Gegenstände die vertraute Dienerin Albertinens, Agathe, als diejenigen erkannte, die Hermann v. P. immer zu tragen pflegte.

Die Erhebungen über Albertinens Charakter und Vorleben lauteten zwar vertheilhaft, aber nicht wesentlich entlassend. Man rühmte ihren edlen, mit Herablassung und Wohlthätigkeit glücklich gepaarten Stolz, ihre Bildung und Geistesgaben, vor Allem ihre grenzenlose Hingebung und ihren Gehorsam gegen die würdigen Eltern. Zum Vorwurf wurde ihr allgemein der Hang zum äußeren Glanz gemacht, dessen Befriedigung ihr selbst Geldverlegenheiten bereitete. Die Dienerin gab an, daß Hermann v. P. und Albertine Anfangs glücklich lebten, daß aber Albertine ihren Mann verließ wegen seiner Untreue. Es erfolgte die gerichtliche Scheidung. Oberst S. gab keine Wiedervereinigung zu, obgleich die junge Frau ihrem Manne im Stillen doch

Kasernenwagen der Transkaspischen Militärbahn.



Ein Monument zäher Ausdauer und vorwärtsstrebender Energie ist die transkaspische Eisenbahn, die das Fort Richardowst am Dnister des kaspischen Meeres mit Samarand, der „Sagenreiden“, verbindet. Fast übermenschliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe der 900 Meilen lange Bahndamm im Fluglande der asiatischen Wüste hergestellt wurde. Anfangs sollte die Bahn bloß strategischen Zwecken dienen und die Herrschaft der Russen in Centralasien befestigen, aber mit ihrer Verlängerung nach China wird

sie auch Kulturzwecken gewidmet sein. Der erste Spatenstich der nunmehr vollendeten Bahn wurde bereits 1880 gethan. Gleichzeitig mit dem Fortschreiten des Baues dehnten sich auch die russischen Besigungen in Asien aus. Der Bau hatte besondere Einrichtungen erfordert. 30,000 einheimische Arbeiter waren beschäftigt gewesen, und außerdem die Soldaten der Eisenbahn-Bataillons. Diese waren in einem als Kaserne eingerichteten Zuge von etwa vierzig zweistöckigen Wagen untergebracht, von welchen wir eine Abbildung bringen.

noch zugehan gewesen sei. Albertine, sagte die Zeugin ferner aus, sei heftigen Temperaments und habe ihrem Manne bei einem Streite einmal mit Erstickchen und Erstickchen gedroht.

Endlich kam es zur Schwurgerichtssitzung. Der Prozeß hatte ungewöhnliche Bedeutung erlangt. Albertine erschien, geführt von ihrem Vertheidiger, Marmorblasse bedeckte ihr edelgebildetes Antlitz. Ihre schwarzseidene Kleidung war ebenso einfach wie anständig. Der Vorlesung der Anklage folgte sie mit Aufmerksamkeith, und Manches schien ihr überraschend und tief erschütternd auf die Seele zu fallen.

Der Vertheidiger that sein Möglichstes, aber die Wucht der Umfandbeweise war erdrückend. Dräuend hatten sich die Wölven über das Haupt der Angeklagten zusammengezogen, nicht ein Lichtpunkt zeigte sich. Die Geschworenen zogen sich zurück.

Während sie berietben, erhob sich auf der Gallerie plötzlich ein Lärm; ein wohlgekleideter Mann machte sich hastig Bahn in dem Gedränge. Im Nu hatte er die Brüstung erreicht und mit donnernder Stimme rief er herüber: „Bei Gott dem Allgredichten, ich verlange Gehör! Die Angeklagte ist unschuldig!“

Der Spruch wurde verlaet. Der Unbekannte war der Bergath Max v. N., ehemals Offizier und als solcher von achtbaren Einwohnern des Schwurgerichtsstädtchens gekannt. Er entwickelte unter vollständigem Beweis seiner Freundschaftsverhältnisse mit den geschiedenen Ehegatten Hermann und Albertine v. P. umständlich den wahren Sachverhalt also:

Die am 24. August 18... stattgefundene Zusammenkunft der genannten Ehegatten am Kaufstein hatte den Zweck der Wiedervereinigung, wobei außer den getrennten Ehegatten v. P. und ihm, dem Zeugen, auch ein alter Mann, welcher Hermann als Führer adient hatte, zugegen war. Das mehrstündige Gespräch drehte sich immer um das gleiche Thema: Hermann wünschte die Wiedervereinigung mit Albertinen, und diese berief sich auf den Willen ihres Vaters, welcher derselben entgegen sei. Es wurde Mittag, Hermann ließ Erfrischungen auspacken. Er trank immer mehr von dem feurigen Weine und wurde heftiger, bis zur Brutalität. Albertine warf ihm einen sträflichen Blick zu und sagte endlich: „Herr v. N., ich gehe.“

„Also Du gehst?“ schrie Hermann in höchster Erregung. „Wohlan, geh hin, verthe mich, wirf mich zurück in dieses Leben, das mir eine Hölle ist! Leben? Nein! in den Tod wirfst Du mich! Geh, aber erst sieh mich sterben!“ erhob das Messer gegen seine geöffnete Brust, stieß zu und — lag blutend und leblos am Boden.

Albertine war neben ihm hingesunken, ihre rechte Hand blutete. Im Momente des Todesstoßes hatte sie in das Messer gegriffen, und sich verletzt. Der Gedanke, daß ihr Mann ohne Segen der Kirche in ungeweihter Erde vermodern sollte, war Albertine schrecklich und hätte ihr selbst, wie sie versicherte, den Tod gegeben. Der alte Führer hatte den Einfall, daß man den Schein herbeirufe, als habe den Unglücklichen ein Anderer erschoten, und so wurden der Leiche die Pretionen und das Geld abgenommen, mit Ausnahme des ohne Verstimmlung nicht zu erlangenden Rines. Die Oberleiber wurden in eine Grube der Ruine gebracht, die Leiche aber zur Capelle geschafft, wo sie eber dem Zugange der Menschen erreichbar schien. Er, Zeuge, und der Führer Florian K. im Dorfe Z., mußten ihr versprechen, zu schweigen, so lange Albertine's Vater lebe — feinetwegen hatte auch sie geschwiegen.

Albertine, vom Präsidenten vernommen, erzählte nun den Vorgang in vollster Wiedererinnung mit den Angaben ihres Vaters; auch der alte Führer lebte noch und bestätigte diese Angaben.

Albertine, vom Präsidenten vernommen, erzählte nun den Vorgang in vollster Wiedererinnung mit den Angaben ihres Vaters; auch der alte Führer lebte noch und bestätigte diese Angaben.

gaben. Selbst die Oberleiber des Letzten fanden sich in der Grube. Das späte Erscheinen des Bergath's rechtfertigte sich durch die Verhältnisse seiner Lebensgeschichte. Er nahm im Herbst jenes Jahres seinen Abschied und lehrte zum Bergath zurück, zeichnete sich aus, erhielt den Ruf, eine bergmännische Expedition nach Brasilien zu begleiten, von welcher er eben zurückkehrte, als die Zeitungen verkündeten, daß vor den Äffsen die Anschuldigung der Albertine v. P. (deren Vater eben gestorben) wegen Gattenmord verhandelt werde.

So endete einer der merkwürdigsten Kriminalfälle, bei welchem nur durch einen wunderbaren Zufall ein Justizmord verhütet wurde.

In Australien zählen die Deutschen zu den allerbesten Bürgern. In den Städten sind sie als geschickte Handwerker, als solide, zuverlässige Geschäftleute bekannt; auf dem Lande vermanbelt ihr Fleiß wiederum die Wildnis in einen Garten, und werden bereits seit Jahren auf dem fünften Erdtheile von deutschen Winzern Weine auf den Markt gebracht, die von Kennern sehr hoch geschätzt werden.

Ein wohlbetannter Professor in Zürich, den seine Vorlesungen selber so interessirten, daß er schwer ein Ende finden konnte, nahm die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer oft zehn Minuten über die vorgeschriebene Zeit hinaus in Anspruch. Einige ruheloße Geister in der Klasse wollten ihm einen kleinen Wink geben und tauchten eine Weckeruhr, deren Alarm sie genau auf die Secunde stellten, zu der das Glockenzeichen am Ende der Vorlesung gegeben wurde. Dieses pflegte der Herr Professor meist zu überhören und man gab sich der Hoffnung hin, daß der Wecker, den man unter Papieren verstaft auf eine Ecke des Rathbebers placirte, besser seine Schuldigkeit thun würde. Als die Zeit bald um sein mußte, der Gelehrte aber noch mitten in einer complicirten Auseinandersetzung war, ging das Uhrwerk plötzlich mit einem fürchterlichen Getöse los. Die Studenten, die man nicht mit in das Geheimniß gezogen hatte, sprangen entsetzt von ihren Sigen auf, erliefen den Witz aber im nächsten Augenblick und gaben ihre Anerkennung in lautem Beifall zu erkennen. Der Professor wartete ruhig, bis sich der Lärm gelegt hatte, und sagte dann freundlich: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für diese kleine Aufmerksamkeit; ich hatte es fast schon vergessen, daß heute mein Geburtstag ist. Eine Weckeruhr kommt mir übrigens sehr gelegen, da meine Frau sich längst eine für das Dienstmädchen gewünscht hat. Es ist in der That freundlich von Ihnen.“ Damit verbeugte sich der Gelehrte und nahm seinen so jah unterbrochenen Vortrag wieder auf, um diesmal eine volle Viertelstunde später aufzuführen.

Friedrich der Große hatte einem großen Theil der bei Klopach gefangenen französischen Offiziere Berlin zum Aufenthalt angewiesen. Die meisten derselben zündeten sich durch Wohlnehmtheit aus und sprachen nur mit der größten Hochachtung von ihrem königlichen Befieger. Hin und wieder kam aber auch er Dünkel und arande nation zum Durchbruch. So wurde einer preußischen Hofdame, die sich mit einem französischen Oberst unterhielt und diesen gefragt hatte, „wie ihm Berlin gefalle?“ die unerwartete und wenig galante Antwort zu Theil: „Es kommt mir wie in großes Dorf vor.“ Die Geistesgegenwart der Dame bereitete dem Franzosen aber schnell ein moralisches Rostbad, denn die schlagfertige Antwort auf die fräntliche Ueberhebung war: „Sie haben Recht, mein Herr, — seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel Aehnlichkeit; sonst aber ist es eine recht gute Stadt!“